

Komplexe Fragen erfordern komplexe Antworten

Leistungen und Probleme heutiger Moraltheologie

Die Moraltheologie ist von allen theologischen Disziplinen gegenwärtig am meisten herausgefordert; sachlich durch die zahlreichen neu aufbrechenden ethischen Probleme (Bioethik, Fortpflanzungsmedizin u. a. m.), wo wegweisende Antworten von ihr erwartet werden; kirchenpolitisch durch die Konflikte, die häufig im Zusammenhang mit neueren ethischen und moralischen Fragestellungen zwischen vielen ihrer Vertreter und dem kirchlichen Lebramt ausgebrochen sind. Vor diesem Hintergrund attestiert ihr der an der Gregoriana in Rom lehrende Moraltheologe Klaus Demmer wissenschaftlich-methodisch einen durchwegs hohen Standard, der sie befähigt, sich den Herausforderungen und Erwartungen an sie zu stellen. Zum Abbau von Defiziten meint Demmer, sie solle mit ihrer eigenen Geschichte sensibel umgehen, nicht alles, was einmal galt, hinter sich lassen, auch die Neuscholastik trotz aller Kritikwürdigkeit nicht einfach links liegenlassen, sich einer rational begründbaren Kasuistik nicht verschließen, die anthropologischen Voraussetzungen sittlicher Urteilsfindung noch stärker beachten, sich auf das dazugehörige philosophische Rüstzeug besinnen, die Ausbildung der sittlichen Persönlichkeit in den Mittelpunkt rücken und noch näher an die seelsorgliche Praxis heranzukommen versuchen. Im Umgang mit dem Lebramt empfiehlt er, den Weg konstruktiver Alternativen zu den gegenwärtig beklagten Verengungen zu gehen.

Das Interesse der kirchlichen Öffentlichkeit, aber auch vieler theologisch interessierter Zeitgenossen außerhalb der Kirche, richtet sich zur Zeit auf die katholische Moraltheologie. Es ist keinesfalls übertrieben zu behaupten, gerade diese theologische Disziplin sei ins Gerede gekommen. Von kirchlichen Autoritäten wird sie argwöhnisch betrachtet, für viele engagierte Christen ist sie ein gesuchter Gesprächspartner. Das ist kein Wunder, schließlich kann sich der Moraltheologe nicht in unverbindliche und vieldeutige Spekulationen verlieren. Wie der christliche Glaube in einer säkularisierten Umwelt ohne Abstriche, aber dennoch in geistiger Offenheit gelebt und denkerisch verantwortet werden kann, das will man von ihm erfahren. Wo, wenn nicht hier, sind Glaubensüberzeugung, Grundsatztreue und intellektuelle Redlichkeit in letzter Konsequenz gefordert?

In einer Phase des Übergangs

Nun befindet sich die katholische Moraltheologie in einer ebenso prekären wie verheißungsvollen Phase des Übergangs. Die Nachgeschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils geht ihrem Ende entgegen. Es war eine Zeit des emphatischen Bemühens, die konziliaren Anregungen aufzunehmen und die allgemeine Kommunikationsfähigkeit des theologisch-ethischen Denkens systematisch auszubauen. Man durfte sich nicht in das geistige Ghetto abdrängen lassen. Die Kirche ist keine Sekte, sondern

Zeichen der Einheit unter den Völkern. Dem entsprach die Forderung, das eigene denkerische Instrumentarium den Anforderungen gegenwärtiger Wissenschaftskultur anzupassen. So differenzierte sich das philosophische Rüstzeug zusehends. Man begab sich auf die Suche nach geeigneten philosophischen Gesprächspartnern. Leitend war das Bestreben, über den Dialog ein Maximum an Lebenswirklichkeit zu erfassen. Eine Vielzahl von Ansätzen bestimmte fortan das Bild der Disziplin. So machte das transzendentalphilosophische Denken Karl Rahners auch vor der Moraltheologie nicht halt, es wirkte inspirierend auf die Fragestellungen des Moraltheologen. Die Erfahrung der Geschichtlichkeit sittlicher Wertvorstellungen und ihrer normativen Umsetzung war durch ein sensibles hermeneutisches Bewußtsein zu bewältigen. Man mußte Herr der Geistesgeschichte bleiben, die Fehler des Historismus durften sich nicht wiederholen. Aber auch der Umgang mit der normativen menschlichen Natur differenzierte sich zusehends durch den Gebrauch personalistischer Kategorien. Das Konzil selbst war bei diesem Bemühen wegweisend, wenn es von der Natur der Person sprach. Jedermann weiß, wie sehr auch der gegenwärtige Papst gegenüber diesem Anliegen offen ist. Die Moraltheologie ging aber auch bei der Sprachphilosophie und bei der analytischen Ethik des angelsächsischen Sprachraums in die Schule. Argumentative Plausibilität und konsequente Handhabung der Begriffe mußten gewährleistet sein, wollte man sich in der wissenschaftlichen Welt Gehör verschaffen. Zu dieser Situation gibt es geschichtliche Vorbilder. Erinnert sei an den Tübinger Moraltheologen Theodor Steinbüchel (1888–1949), dem das Verdienst zukommt, die thomistische Denktradition um bedeutungsvolle Gesichtspunkte aus dem kantischen Kritizismus, der Lebensphilosophie eines Ludwig Klages, dem Personalismus und dem Existentialismus bereichert zu haben, ohne indessen ihre unverwechselbare Eigenart zu verfälschen.

Sich auf bewährte Modelle zu besinnen ist zur Zeit hilfreich. Nicht so sehr spektakuläre Neuansätze sind gefragt als vielmehr die geduldige Arbeit innerer Konsolidierung. Die unmittelbare Vergangenheit, deren Wellenschläge noch spürbar sind, ist konstruktiv aufzuarbeiten. Das trifft natürlich für die Theologie allgemein zu. Für die Moraltheologie heißt das: Es bedarf einer in geistesgeschichtlichen Zusammenhängen denkenden Besinnung auf die eigene scholastische und neuscholastische Tradition. Diese war besser als ihr Ruf und braucht ihr Licht keinesfalls unter den Scheffel zu stellen. So zeichnen sich erste Umriss eines abzuleistenden Programms ab: Die Vielzahl philosophischer Ansätze darf nicht zu einer Aufsplitterung führen; zum Reichtum des Gedankens gehört auch der gemeinsame Verstehenshorizont. Ein hochentwickeltes, aber kohärentes denkerisches Rüstzeug ist verlangt. Nur so kann man ein verlässlicher Partner auf allen Ebe-

nen wissenschaftlicher Konfrontation sein. Eine wiewohl mit Vorbehalt zu sehende Parallele zum vergangenen Jahrhundert bietet sich an. Die durch Leo XIII. in seiner Enzyklika „Aeterni Patris“ (1879) kirchenamtlich verordnete Thomas-Renaissance kam auch einem Bedürfnis der Zeit entgegen. Kohärenz des Denkens und Kontrollierbarkeit aller Schlüsselbegriffe waren gefordert. Daß die Neuscholastik unbeschadet ihres spekulativen Aufwands in das Abseits geführt hat, ist eine Tragik, die nicht ausschließlich zu ihren Lasten geht und die sich auch nicht zu wiederholen braucht. Aus den Fehlern der Vergangenheit läßt sich doch lernen.

Auf wachsende Komplexität nicht mit Mediokrität antworten

Nun ist die innerkirchliche Situation der Moraltheologie – zumindest gilt das für den gegenwärtigen Pontifikat – nicht ohne Tücken. Abgesehen von disziplinären Pressionen – man denke an Lehrstuhlbesetzungen, an Zensurmaßnahmen gegenüber Kongressen – ist es zumal die *theologische Mediokrität mancher lehramtlicher Aussagen zu Fragen der Moral*, die dem kirchlich gebundenen Ethiker zu schaffen macht. Hastig verfaßte und sprachlich überzogene Dokumente drängen ihn in die Defensive. Das gilt nicht nur für das leidige Thema der Empfängnisverhütung, sondern auch für die Probleme der Bioethik, von der Frauenfrage einmal abgesehen. Es mag sich nahelegen, dagegen zu polemisieren. Allerdings läuft man dann leicht Gefahr, bestehende Gräben noch zu vertiefen. So bleibt nur der Weg der konstruktiven Alternative. Dabei ist auf das Gesetz wachsender Komplexität aller Problembereiche Rücksicht zu nehmen. Komplexe Fragen verlangen nach komplexen Antworten. Und auch der Faktor Zeit spielt eine Rolle. Der Moraltheologe kommt um die Notwendigkeit von Hypothesenbildungen nicht herum, das verbindet ihn mit jedem Wissenschaftler. Allerdings erschwert das den Umgang mit apodiktischen lehramtlichen Verlautbarungen. Das vorschnelle Operieren mit dem Lehrstück von den *innerlich schlechten Handlungen*, die unter keinen Umständen und aus keinem noch so edlen Beweggrund gesetzt werden dürfen, stellt geradezu ein Paradebeispiel dar. Wissenschaftssprache und Lehramtssprache müßten so aufeinander abgestimmt werden, daß die Moraltheologie innerhalb der Kirche, aber auch über ihre Grenzen hinaus dialogfähig bleibt. Das ist zumal dann ein dringendes Desiderat, wenn sich der Moraltheologe nicht auf wenig hilfreiche Gemeinplätze zurückziehen kann, sondern neues Terrain betritt und konkrete Entscheidungen – zumeist in Konfliktsituationen – denkerisch mitverantworten muß. Er ist nun einmal dem ersten Ansturm der Probleme ausgesetzt. Ohne den Mut zum Vorläufigen geht es bisweilen nicht. Dies einzugestehen mindert weder den Kredit der Moraltheologie noch die Autorität der Kirche.

In der wissenschaftlichen Landschaft erfreut sich die Moraltheologie hohen Ansehens. Sie steht in der Prägnanz

wie Facettierung ihres argumentativen Aufwands in nichts hinter ihren Dialogpartnern zurück. Und an Lebensnähe gebricht es ihr ebensowenig. Es gibt wohl keine den Menschen unserer Tage bedrängende Frage, die sie nicht zu der ihren machen würde. Das erfüllt mit Genugtuung. Dennoch ist das kein Grund, sich auf Lorbeeren auszurufen. Es bleiben Ansprüche an die Gestaltung des Fachs bestehen. Die Moraltheologie kann von der allgemeinen wissenschaftstheoretischen Diskussion lernen. Jede Wissenschaft prüft beständig ihre Methoden und verfeinert ihr Vorgehen. Sie lernt, indem sie Erfahrungen sammelt und selbstkritisch bedenkt. Von diesem Gesetz ist auch der Moraltheologe nicht ausgenommen. Er muß sich Rechenschaft ablegen über die *Tauglichkeit seines wissenschaftlichen Instrumentariums*. Genügt es den Ansprüchen der Gegenwart?

In Epochen des Übergangs oder des Umbruchs besinnt man sich für gewöhnlich auf unangefochtene Autoritäten der eigenen Tradition. So beobachtet man gegenwärtig in der Moraltheologie ein gesteigertes Interesse für den heiligen Thomas von Aquin. Betroffen ist die thomatische Auffassung von der Moral nach dem Schema der Tugenden; wenn in der unmittelbaren Vergangenheit normethische Begründungsfragen im Vordergrund standen, so wird heute mehr auf die Befindlichkeit des Handelns abgehoben. Aber auch in der Diskussion um das Verständnis einer normativen Natur bemüht man sich um den genuinen Thomas, und dies angesichts späterer Verflachungen und Verzerrungen. Jedermann weiß, welche Rolle der *Naturbegriff* für das authentische kirchliche Lehramt spielt. Die Lehre vom sittlichen Naturgesetz ist seit eh und je ein Eckpfeiler der katholischen Moraltheologie. Nun sind solche Tendenzen des Rückgriffs prinzipiell zu begrüßen. Dennoch darf das nicht zu der Überzeugung führen – und hier liegt eine kritische Anfrage –, mit dem Rekurs auf Thomas ließen sich alle Probleme der Gegenwart lösen. Das wäre naiv. Die Geistesgeschichte nach Thomas ist weitergegangen und hat die Welt verändert. Sie läßt sich auch nicht vorschnell mit dem Globalverdikt eines Abfalls von der Höhe thomatischer Spekulation belegen. Neue Wissenschaftsideale brauchen sich Bahn, um neuen Problemen begegnen zu können. So setzte sich mit dem Aufkommen des Nominalismus eine denkerische Kultur des Konkreten durch; es läßt sich keine Metaphysik gegen die Tatsachen entwickeln. Die Aufklärung hinwiederum forderte die rationale Plausibilität des ethischen Arguments, und dies unbeschadet aller weltanschaulichen Vorentscheidungen. Diesem Anspruch konnte sich die Moraltheologie nicht entziehen, wollte sie ihren Status als Wissenschaft behaupten.

Darum legt sich ein *sensibler Umgang mit der Geschichte des eigenen Fachs* nahe. Es mag heutzutage als ein Glücksfall angesehen werden, wenn es gelingt, die Geschichte der Moraltheologie so zu lehren, daß sie zum Reflex der Theologiegeschichte im besonderen wie der Geistesgeschichte im allgemeinen wird. Man kann die Tradition nicht wie einen Steinbruch benutzen, indem man beliebig

Einzelemente herauslöst in der Hoffnung, den Anforderungen der Gegenwart gewachsen zu sein. Man kann aber aus ihr lernen, wie die Moraltheologie in der Weise eines offenen und dynamischen Systems – wie gelungen oder nicht gelungen auch immer – auf ihre Zeit reagiert hat. Aus der Rückschau fällt Kritik immer leicht. So gehört es bisweilen zum guten Ton, die mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einsetzende Neuscholastik als denkerisch mittelmäßig zu verdächtigen und in ihr den erklärten Feind einer genuinen, an Thomas ausgerichteten Moraltheologie zu erblicken. Man vergißt darüber, daß auch sie einmal das Gebot der Stunde war. Ein solches Gebot der Stunde gibt es aber auch heute. Philosophische Offenheit ist verlangt. Denkhorizonte sind auszuweiten. Die eigene Tradition ist konstruktiv weiterzuentwickeln. Das darf nicht zu Lasten denkerischer Konsequenz wie systematischer Kohärenz gehen.

Der Glaube gibt der sittlichen Vernunft zu denken

Die Moraltheologie ist eine „*sacra doctrina*“, sie wird aus der Mitte der Theologie heraus betrieben. Kein Moraltheologe bestreitet das. Nun ist die unlängst verlaufene Konfrontation zwischen *autonomer Moral im Kontext des Glaubens* und *Glaubensethik* noch in aller Erinnerung. Im Zentrum stand die Frage: Welche normethische Relevanz kommt der Offenbarung im Blick auf die verantwortliche Gestaltung weltimmanenter Lebensbereiche zu? Nun leugnet kein Vertreter der ersten Richtung eine Wirkungsgeschichte des Glaubens auf die sittliche Vernunft. Nur fragt sich, wie sie vonstatten geht. Und jeder Vertreter der zweiten Richtung wird sich schwertun, formell geoffenbarte Handlungsnormen, die innerweltliches Handeln zum Gegenstand haben, aufzuzeigen. Wurde hier ein Pseudokonflikt ausgetragen? Wie dem auch sei, die Auseinandersetzung hat auch ihr Gutes gehabt. Sie hat zu einem intensiveren Nachdenken über die Offenbarungstheologie geführt und so das Band zwischen Moraltheologie und Fundamentaltheologie enger geschlungen. Der Glaube gibt der sittlichen Vernunft zu denken, er inspiriert ihre schöpferische Einbildungskraft, er schafft ein anthropologisches Bedingungsfeld sittlichen Erkennens, das einen Erkenntnisvorsprung garantiert. Konsensfähigkeit heißt ja nicht, daß man sich auf eine Allerweltsvernunft einpendelt, das wäre die vollendete Langeweile.

Die genannte Auseinandersetzung ging vom Selbstverständnis der Moraltheologie als Normwissenschaft aus. Nun wird kein Moraltheologe im Ernst behaupten, auf saubere normative Reflexion und Argumentation ließe sich verzichten. Normative Ethik hält zu intellektueller Redlichkeit an; man weiß, was mit Wertvorstellungen gemeint ist. Die Karten werden auf den Tisch gelegt. Normative Ethik schützt zudem vor der Verführungskraft großer Worte, vor einem Verbalradikalismus, der seine Rechnung nicht mit der widerständigen Wirklichkeit, mit dem Vielerlei ihrer Grenzen, Zwänge und Verstrickungen

macht. Dies zugegeben mag dennoch ein Hinweis auf die Grenzen rein normativer Überlegungen dienlich sein. Ein Großteil sittlicher Entscheidungen läßt sich über Normen nur umrißhaft und annähernd einfangen. Den letzten Ausschlag gibt jener spontane Überschuß an sittlicher Kraft, der aus ergriffenem Nachdenken über den Glauben stammt.

Das sittliche Handeln des Christen trägt Zeugnischarakter. Welches Maß an Einsatz man leistet, an Risiken geht und an Opfern um der eigenen Überzeugung willen auf sich nimmt, das entzieht sich einem Abwägungskalkül, dessen alleiniger Gegenstand Güter und Folgen sind. Hinzukommen muß die Faszinationskraft sittlicher Ideale, Zielvorstellungen geglückten Lebens, um deretwillen man die eigenen Kräfte selbstvergessen verbraucht, an denen man sich verschwendet. Moraltheologie ist, aus dieser Perspektive gesehen, auch *Motivationsforschung im Glauben*. Sie geht über die Plausibilität von Normenvorlagen hinaus, indem sie Erwägungen über fundamentale Lebenseinstellungen anstellt und zu sittlichen Spitzenleistungen einlädt. Sie speichert ein Lebenswissen, das aus der Kraft der Bewährung stammt. Und als Weisheitslehre knüpft sie das Band zur geistlichen Theologie.

Das ist naturgemäß eine Anfrage an den Moraltheologen. Sein Denken trägt, wie ungewollt auch immer, *biographische Züge*. Mehr als jeder andere Theologe ist er gehalten, solche Erfahrungselemente einzubringen, die aus seiner unmittelbaren Lebenswirklichkeit stammen. Er ist ein Existenzdenker par excellence. Das impliziert eine Verantwortung für das Lebbar. Es ist darum so unverständlich nicht, wenn – entgegen allem Trend der Zeit – von einer *Erneuerung der Kasuistik* die Rede ist. In der Vergangenheit genoß die Kasuistik einen eher zweifelhaften Ruf. Sie war mit dem Makel der Lebensfremdheit, des Minimalismus und des Legalismus behaftet. Für ein solch negatives Urteil gab es der Anlässe genug. Dennoch traf es nur die Zerrformen der Kasuistik, nicht ihr ursprüngliches Anliegen. Ursprünglich ging es darum, Lebensnähe zu garantieren. Der Mut zum Konkreten verband sich mit dem Augenmaß für das hier und jetzt sinnvollerweise Mögliche. Es gab kein Ausweichen in mehrdeutige Abstraktheit. Zudem lernte man durch Kasuistik, wie konkrete Entscheidungen verantwortet werden. Die alltägliche Lebenserfahrung lieferte dazu das notwendige Anschauungsmaterial. Das nahm zwar die Last der Entscheidung nicht ab, aber der Weg zu ihr wurde erleichtert und abgekürzt.

Es wäre unrealistisch, wenn nicht gar vermessen, wollte man auf ein solches Traditionselement verzichten. Die moraltheologische Ausbildung käme auch der *seelsorglichen Praxis* wieder näher. Und man sähe, vielleicht klarer als bislang, welch gerüttelt Maß an gesundem Menschenverstand in der Moraltheologie wirksam ist. Das müßte ihr eigentlich viele Sympathien einhandeln. Und warum sollte die Moraltheologie an wissenschaftlicher Reputation einbüßen – das war eine oft zu hörende und zu lesende Befürchtung –, wenn sie nur ihre Kasuslösungen

mit all jenen methodischen Vorbehalten versieht, wie dies auch in anderen Wissenschaften üblich ist? Natürlich lassen sich mit Kasuistik keine akademischen Lorbeeren ernten. Aber für die sittliche Unterweisung würde mehr an konkreten Hilfen gegeben. Im übrigen gibt es in Kirche und Gesellschaft unbeschadet alles ethischen Pluralismus doch einen weitgehenden Konsens in Fragen der Moral. Nur spricht man von ihm nicht, diskutiert werden immer die kontroversen Probleme. Das muß man wissen, damit die Moraltheologie, die ja zwangsläufig problemorientiert ist, nicht in einem falschen Licht erscheint. Aber auch dort, wo der Konsens fraglich ist, sind Erwägungen, werden sie nur einladend und überzeugend vorgetragen, immer willkommen. Im übrigen bleibt nicht zu übersehen, daß der Mut zur Praxis die Theorie vorantreibt. Kasuslösungen können auch so etwas wie eine Pilotfunktion ausüben.

Die Ausbildung der sittlichen Persönlichkeit ins Zentrum rücken

All das provoziert die Frage, ob es auch Ausfälle in der gegenwärtigen Moraltheologie gebe. Stellt sich gar ein Unbehagen ein, wenn man den Wissenschaftsbetrieb aus der Nähe ansieht? Hier ist die Kunst des Differenzierens gefordert. Globale Wertungen gehen allzuleicht an der Wirklichkeit vorbei. Das sollte nicht von behutsamer Selbstkritik abhalten. Zur Zeit ist die rationale Plausibilität des ethischen Arguments ein methodisches Postulat, dessen Gültigkeit von keinem Moraltheologen angezweifelt wird. Wenn es einen Zwang gibt, dann geht er von der Einsichtigkeit der angeführten Gründe aus. Nur so läßt sich die Freiheit des Adressaten respektieren. Aber wie weit kann man eine solche Forderung treiben? Hier ist auch die Eigentümlichkeit der sittlichen Wahrheit in Anschlag zu bringen.

Die sittliche Wahrheit ist nicht einsichtig wie ein metaphysisches oder mathematisches Axiom. Vielmehr konditionieren Vorverständnisse die sittliche Vernunft. Die sittliche Wahrheit ist ja unter dem Aspekt ihrer Praxisrelevanz aufgeschlüsselte Sinnwahrheit. Sie erschließt sich über einen freiheitlichen Bewährungsprozeß. Das ist zumal für das Bestehen von Konfliktsituationen bedeutsam, und welche Situation ist schon ganz frei von Konflikt? Sittliche Entscheidungen sind Teil eines lebensgeschichtlichen Dramas. Güterabwägungen werden nicht auf dem Reißbrett getätigt, sondern in der erlittenen Auseinandersetzung mit inneren und äußeren Zwängen. Darunter fallen auch die Grenzen von Einsicht und Freiheit. Ein sittlicher Anspruch, will er überzeugen, muß darum zumutbar sein. Er darf die eigenen Kräfte nicht überfordern. In seine volle Wahrheit wächst man hinein, es gibt so etwas wie ein lebensgeschichtliches Gesetz der Gradualität. Der Faktor Zeit spielt nicht nur bei wissenschaftlichen Reflexionen eine Rolle, er prägt auch zutiefst das sittliche Handeln. Darum fließt er in sittliche Wertungen ein.

So ist vom Moraltheologen ein Schuß *Lebensweisheit* verlangt. Was manchen Zeitgenossen an der Moral abschreckt, sind nicht die Ideale, sondern ihre mangelnde lebensgeschichtliche Situierung. Wo, wenn nicht in der Moral gilt der Satz, daß alles seine Zeit hat? Gewiß sind normative Auflagen unverzichtbare Stützen, die Gefahr der Selbsttäuschung ist groß. Jedermann bedarf objektiver Konfrontation. Aber Normen müssen auch auf lebensgeschichtliche Entwicklungen hin offen sein. Sie fordern ja nicht nur, wie ein menschliches Gesetz, genau umrissene Einzelleistungen. Sie stimulieren auch einen Wachstums- und Reifungsprozeß, eine Lebensleistung ist gefragt. Hier taucht allerdings ein delikates Problem auf. Wann kommt ein Mensch eigentlich an die Grenzen seiner Kraft? Wo verlaufen die Linien zwischen Schuld und Schicksal, zwischen Versäumnis und Verhängnis? Dem Moraltheologen bleibt oftmals nichts anderes als die verständnisvolle und ermutigende Begleitung, hoffend auf den guten Ausgang. Sittliche Entscheidungen gehen nicht auf wie mathematische Gleichungen, es bleiben Grauzonen und unbewältigte Reste.

Zur Zeit der Aufklärung stand die *Ausbildung der sittlichen Persönlichkeit* im Zentrum des Interesses. Moralpädagogik war gefragt. Das ist heutzutage nicht anders, sittlich handeln lernen beschäftigt auch den Moraltheologen. Hier bedürfte es einer neuen Gesprächsebene mit der Psychologie. Gedacht ist allerdings nicht an die in der unmittelbaren Vergangenheit dominierenden Auseinandersetzungen mit der Tiefenpsychologie und der Psychoanalyse. Für sie gilt, was allenthalben im Kontakt mit den empirischen Humanwissenschaften beachtet werden muß: Deren Ergebnisse sperren sich gegen eine unmittelbare Übertragung in den moraltheologischen Diskurs, sie müssen vorab philosophisch bewältigt werden. Gedacht ist vielmehr an eine Psychologie, die sich mit der Kultur der Gedankenwelt beschäftigt. Eine sittliche Persönlichkeit baut sich von innen her auf. Wie ein Mensch denkt, so lebt und handelt er. Lebensgeschichtliche Konflikte müssen zunächst gedanklich verarbeitet werden. Diese Kunst will erlernt sein. Man muß mit seinen Gedanken, mit denen man die meiste Zeit seines Lebens allein ist, umgehen können, man muß ihnen die verhängnisvolle, das eigene Leben vergiftende Spitze abbrechen. Denn was gedacht wird, das findet irgendwann einmal und auf welchem verschlungenen Wegen auch immer den Weg zur Tat. Das ist eine Anfrage an die Moraltheologie.

Sie hat in der jüngsten Vergangenheit ihr Hauptaugenmerk auf die Richtigkeit der äußeren Tat gelenkt, wobei – man denke an die teleologische Normenbegründung – der Folgeaspekt dominierte. Das Wort *Verantwortungsethik* spielte, ausgesprochen oder unausgesprochen, eine Schlüsselrolle. Das dürfte, unbeschadet aller Berechtigung, nicht auf Kosten der Gesinnungsethik gehen. Die Gesinnung beginnt aber in den Gedanken, hier bauen sich die leitenden Motivationen auf, die sich dann nachfolgend in die Tat umsetzen. Das hat auch eine theologische Komponente. Denn nicht zuletzt ist es der Glaube, der zu

denken gibt. Er läßt eine Motivschicht entstehen, die in fundamentale Lebenseinstellungen übergeht. Man denke an die selbstverständliche Bewältigung von Leiden, Enttäuschungen und Schickungen, an die fraglose Bereitschaft des Sichfügens in Unabänderliches, die mit Resignation nichts zu tun hat, wohl aber Ausdruck von Lebensweisheit ist. Daraufhin bleibt der Glaube transparent zu machen. Schließlich ist ja jeder engagierte Christ ein theologischer Existenzdenker, er sinnt liebend über Gottes Vorsehung in seiner Lebensgeschichte nach. Die höchste Vergeistigung des Menschen bezeugt sich im verstehenden Umgang mit seiner Geschichte. Wo anders als hier wird ihm Gott erfahrbar? Sittliches Handeln ist davon betroffen. Die autonome Moral im Kontext des Glaubens ist hier beim Wort zu nehmen. Wenn sie von der kritisierenden, stimulierenden und integrierenden Funktion des Glaubens auf die sittliche Vernunft spricht, dann wäre ein solches Programm der konkreten Einlösung und Ausarbeitung wert. Die Moralthologie darf diesen motivationalen Bereich nicht von ihrer denkerischen Verantwortung ausnehmen. Sie hat ihn vielmehr auf Weise und Inhalt des Handelns, auf die Erstellung konkreter Handlungsziele hin aufzuschlüsseln. Für viele Menschen ist das Motiv, das sie zum Handeln antreibt, ebenso wichtig wie dessen Richtigkeit.

Chancen konstruktiver Weiterentwicklung

Die Bilanzsumme der gegenwärtigen Moralthologie ist zweifelsohne positiv. Zumal der *deutsche Sprachraum* zeichnet sich durch eine begrüßenswerte Vielfalt denkerischer Ansätze und wissenschaftlicher Interessen aus. Sein Einfluß ist weltweit. So berichten die in der amerikani-

schen Jesuitenzeitschrift „Theological Studies“ (Washington) regelmäßig erscheinenden Notes on Moral Theology recht ausführlich, wenngleich selektiv, über deutsche Beiträge. Und ebenso interessiert an deutschen Veröffentlichungen sind der italienische und spanische Markt, ganz im Unterschied zum französischen. Nicht zuletzt sind deutsche Theologen im Ausland Vermittler heimischen Gedankenguts, mehr, als dies durch Bücher geschehen könnte. Das sollte nicht zur Selbstgenügsamkeit verleiten. So besitzt der deutsche Sprachraum keine eigene moraltheologische Zeitschrift. Das ist jenseits der Grenzen anders. Die der Päpstlichen Lateran-Universität angeschlossene Accademia Alfonsiana (Rom) gibt die Zeitschrift „Studia Moralia“ heraus. In Madrid (Comillas) erscheint die Zeitschrift „Moralia“ und in Bologna die „Rivista di Teologia Morale“. Der Interessent gewinnt über sie Einblick in die nichtdeutsche Moralthologie. Dabei helfen ihm vor allem die breitgestreuten internationalen Literaturhinweise und thematischen Übersichten in diesen Zeitschriften.

Alles in allem bleibt der Moralthologie die Chance konstruktiver Weiterentwicklung. Sie darf nicht in Grabenkämpfen erstarren noch sich in Nachhutgefechten verlieren. Es darf auch nicht dazu kommen, daß Standardthemen – gedacht ist zumal an innerkirchliche Auseinandersetzungen – das Bild prägen. Modisches nutzt sich schnell ab. Man sollte sich auch nicht von den Kritikern, gleich welchen Ranges, den Stil aufzwingen lassen. Das fordert allerdings die Bereitschaft, geäußerte Befürchtungen auch zu Wort kommen zu lassen und ihre Gegenstandslosigkeit zu erweisen. Das wird um so eher und um so unverdächtiger gelingen, je mehr bei aller Sorge um die allgemeine Kommunikationsfähigkeit die Christlichkeit christlicher Sittlichkeit zur Sprache kommt.

Klaus Demmer

Den Glauben denken

Zu Wolfhart Pannenberg's „Systematischer Theologie“

Umfassende systematische Darstellungen der christlichen Glaubenslehre sind in der gegenwärtigen Theologie ausgesprochene Mangelware. Vor einigen Monaten hat der Münchner evangelische Systematiker Wolfhart Pannenberg den ersten Teil einer solchen Gesamtdarstellung vorgelegt (Systematische Theologie, Band 1, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1988, 515 S.). Entsprechend seinem bisherigen theologischen Grundanliegen hebt Pannenberg auch in seiner Dogmatik darauf ab, daß der christliche Glaube mit der Wirklichkeit als ganzer zu tun hat und seinen Wahrheitsanspruch deshalb vor dem Forum der Vernunft und der Welterfahrung bewähren muß. Besonders bemerkenswert sind seine

Überlegungen zur christlichen Offenbarung im Kontext der Religionen und zur Lehre vom trinitarischen Gott.

„Systematische Theologie vollzieht sich immer in einer Spannung zwischen zwei Tendenzen: Einerseits geht es in ihr um die Treue der Theologie selbst (und darüber hinaus der christlichen Kirche) zu ihrem Ursprung, zur Offenbarung Gottes in Jesus Christus, wie sie in der Schrift bezeugt ist. Andererseits schließt die Aufgabe der Theologie über jenes besondere Thema hinaus alle Wahrheit überhaupt in sich. Solche Universalität der Theologie hängt unausweichlich damit zusammen, daß sie von Gott